

Siegfried Prokop:
1956 – DDR am Scheideweg.
Opposition und neue Konzepte
der Intelligenz, Kai Homilius
 Verlag Berlin 2006, 376 S.
 (19,90 €)

Der Historiker und ehemalige Vorsitzende der Alternativen Enquetekommission »Deutsche Zeitgeschichte« hat sich in den letzten Jahren als Kenner der Geschichte der DDR profiliert. Dabei analysierte er nicht nur den Arbeiteraufstand von 1953, sondern zum Beispiel auch das Wirken Wolfgang Harichs und anderer kritischer Intellektueller. Sein neuestes Buch »1956 – DDR am Scheideweg. Opposition und neue Konzepte der Intelligenz« beschäftigt sich mit den oppositionellen Strömungen in der DDR, die sich im Zuge der Geheimrede Chruschtschows und der Ereignisse in Polen sowie Ungarn Bahn brachen. Für Prokop war 1956 das »Jahr der Erdstöße«, d. h. der sich permanent ausdehnenden und die unterschiedlichsten offiziellen und halboffiziellen Schichten/Kreise ergreifenden Kritik am Entwicklungsstand des ostdeutschen Staates und der unter Ulbricht eingeschlagenen politischen/wirtschaftlichen Richtung. Dabei bildet ihm zufolge die nicht hinreichende Aufarbeitung des XX. Parteitages der KPdSU und die offiziell ausgerufene Entstalinisierung den Ausgangspunkt des sich nach 1953 nun auch auf der intellektuellen Ebene regenden und teilweise revitalisierenden Reformdenkens. Eine These, die sich auch auf die entsprechenden Ausführungen Rudolf Bahros, Robert Havemanns oder Fritz Behrens' stützen kann. Prokop zeigt auf, dass die Auseinandersetzung mit der Parteilinie an vielen Fronten geführt wurde: Unter Studenten und Künstlern, in beratenden Regierungsgremien, auf Parteitags- und Kulturbundsitzungen. Den letzteren ist, hier betritt er eindeutig wissenschaftliches Neuland, der dritte Teil seines Werkes gewidmet. (S. 221-294) Das Kernstück des Buches wird freilich von der Darstellung der Ereignisse um Wolfgang Harich und Walter Janka gebildet. Dabei kann Prokop schlüssig zeigen, dass beide schon damals durchaus unterschiedliche Konzepte vertraten. Während Ha-

rich auf schnelle und einschneidende Reformen drängte, ja: sogar die Illegalität (etwa in Polen) in Betracht zog, (vgl. vor allem S. 157, 190) hielt Janka immer den Kontakt zum Parteiapparat, versuchte eine »Politik der kleinen Schritte«.

Wenn Prokop von der, wie sie in der DDR-Presse bezeichnet wurde, »konterrevolutionären Gruppe Harich« spricht, dann verwendet er den Topos »Kreis der Gleichgesinnten«. Eine Bezeichnung, die zwar, darum geht es Prokop, eine gewisse Nähe zu anderen Verbindungen in der DDR und auch in Ungarn aufzuzeigen vermag, dem Charakter der um Harich oszillierenden Personengruppe jedoch nicht gerecht wird. Denn Prokop selbst betont die Differenzen zwischen den verschiedenen Intellektuellen, er rekonstruiert eindeutig, dass Harich folgenschwere Entscheidungen allein traf und die anderen davon nicht in Kenntnis setzte. Eine Gruppe Harich hat es nie gegeben, nur mehrere Personen, die Harich in unterschiedlicher Intensität an seinen Plänen teilhaben ließ oder von denen er wichtige Anstöße erhielt. Freilich sollte diese Gegenthese nicht den Blick auf die innovativen Aspekte von Prokops Monographie verstellen. Die eigentliche Leistung des Buches ist meines Erachtens darin zu sehen, dass Prokop eine Zusammenschau der Ereignisse gelingt, die ihresgleichen sucht. Er kann auf der Basis einer bisher noch nicht dagewesenen Materialfülle zeigen, dass die von Harich in der im November 1956 abgefassten »Plattform« vertretenen Gedanken und Reformvorschläge durchaus in verschiedenen Aspekten einen Konsens der Intellektuellen widerspiegeln. Harich, diese These ist nach der Lektüre von Prokops Studie offensichtlich, formulierte, was viele dachten. Die Radikalität seines Textes resultiert vor allem daraus, dass er die facettenreichen Kritikpunkte bündelte und natürlich auch zuspitzte. Darüber hinaus bringt Prokop eine chronologisch geordnete Darstellung der Ereignisse, die schließlich zu Harichs Verhaftung führten. (S. 115-220) Auch hier hat er Standards gesetzt, an denen sich die zukünftige Forschung orientieren sollte.

Mit Blick auf Ungarn und Polen vertritt Prokop die These, die gleichsam die Klammer seines Werkes bildet, dass die DDR 1956 am Scheideweg gestanden habe. Kurz: Es hätte

damals zu einer Änderung des real existierenden Sozialismus auch in der DDR kommen können. Ihr Gewicht bezieht diese These nicht zuletzt daraus, dass es Ulbricht im Laufe der Krise (nach 1953) zum zweiten Mal gelang, seine Macht zu behaupten und mit Hilfe repressiver Maßnahmen noch auszubauen. Die Angst der Intellektuellen und Schriftsteller ging – durch ihre erzwungene Teilnahme am Schauprozess gegen Harich und andere – soweit, dass sie noch 1968 weitestgehend schwiegen, von einigen (dadurch ungleich wichtigeren) Ausnahmen abgesehen. Dieses historisch rückblickend zu gewinnende Wissen vorausgesetzt, ist freilich zu fragen, ob die DDR tatsächlich erst 1956 am Scheideweg stand. Die großen Revolutionen der Neuzeit bezogen ihre innere Dynamik aus der Tatsache, dass die Aktivität der Straße mit den Änderungsansprüchen der neuen Elite zumindest teilweise in Einklang gebracht werden konnte, d. h. die letztere das Volk hinter sich sammelte oder den Souveränen mit seiner Macht glaubhaft zu drohen vermochte. In der DDR hatten allerdings die Intellektuellen die Arbeiter und Bauern 1953 allein gelassen. Eingebunden und verstrickt in ein System aus Privilegien und Zuwendungen (exemplarisch zu studieren bei Havemann) kritisierten sie die ad hoc sich zeigende Macht und Wut von unten. Erst drei Jahre später fanden sie zu eigenen Forderungen, die nun aber nicht mehr auf eine Unterstützung durch eine Mehrheit rechnen konnten. So gesehen scheiterten die Bemühungen von 1956 bereits einige Jahre zuvor. Harich hat seinerzeit übrigens genau dieses Dilemma gesehen und mit seinen Forderungen nach der Liberalisierung der Wirtschaft, der Stärkung der Rechte der Arbeiter und Bauern sowie der These einer so schnell wie möglich zu erfolgenden Wiedervereinigung beider deutscher Gesellschaften – auch um den Preis eines nicht sozialistischen Gesamtstaates – bewusst an den Aufstand angeknüpft.

Prokops Buch erscheint zur richtigen Zeit. Denn 2006 ist nicht nur an die Ereignisse des Jahres 1956 zu erinnern. Vielmehr ist es heute nötiger denn je, aufzuzeigen, dass die real existierenden Staaten des Ostblocks zwar Irrwege beschritten, die aber eben nicht identisch mit Sozialismus überhaupt sind. Vielmehr waren Reformen möglich, die mit dem bürokrati-

schen Ballast auch den Stalinismus und die Geheimdienstapparate abgewickelt hätten. Der »dritte Weg« führt dann – wie schon so unterschiedliche Denker wie Martin Buber und Ernst Bloch thematisierten – zwischen Kapitalismus und Staatssozialismus hindurch. Demokratie, Grund- und Menschenrechte, Pluralismus und Liberalität können, das war 1956 noch die Grundüberzeugung Harichs und einiger seiner Mitdiskutanten, mit dem Sozialismus versöhnt werden.

ANDREAS HEYER

Waltraut Schälike:

»Ich wollte keine Deutsche sein«. Berlin-Wedding – Hotel »Lux« – Dietz Verlag. Herausgegeben von Frank Preiß. Aus dem Russischen übersetzt von Karl Harms, Frank Preiß und Ruth Stoljarowa, Karl Dietz Verlag Berlin 2006, 344 S. (24,90 €)

Das Mädchen, das keine Deutsche sein wollte, wurde am 20. Januar 1927 in Berlin geboren. Mit ihren Eltern Luise und Fritz Schälike siedelte sie im März 1931 in die UdSSR über und entschloß sich, dem Motto, das dem Buch den Titel gab, folgend, schließlich für ein Leben in der Sowjetunion. Das war 1940, sie war 13 Jahre jung. Es gelang ihr, das Familienarchiv – Tagebücher der Eltern und Fotografien – über all die Jahre hinweg zu bewahren. Nur die Papiere, die dem Vater 1938 gestohlen wurden, konnte sie nicht verwenden. Erst später wurde ihr klar, »an welch seidenem Faden« ihre Existenz tatsächlich gehangen hatte (S. 19). Nach ihrer Pensionierung im Februar 1994 begann sie, ihre Erinnerungen niederzuschreiben. So konnte der Herausgeber, der 2005 davon erfuhr, auf fertige Ausarbeitungen der pensionierten Historikerin zurückgreifen. Für diesen Band wählte er ihre Notizen über für die Familie wichtige Ereignisse aus, die sich zwischen 1927 und 1946 zugetragen haben.

Waltraut Schälike hat Auszüge aus Tagebüchern und Briefen der Eltern in ihren Text

einfließen lassen. Ihre Kommentare betreffen anfangs auch Eindrücke und Ereignisse, die sie nur vom Hörensagen kannte und die zu Hause kein Gesprächsstoff waren, wie z. B. die Hungersnot in der Ukraine. Sie erwähnt den Überfluß in den Moskauer »Wunderläden« in der Nähe des »Lux« und in den Torgsinläden, in denen Valuta und Gold in Zahlung genommen wurde. Was die Eltern hier einkauften, geht aus den Aufzeichnungen nicht hervor.

Die Schilderungen des Lebens und der Atmosphäre in Moskau spiegeln Stolz und Enttäuschung, Prinzipienfestigkeit und Ernüchterung wider. Mit der Mutter reiste sie 1933 nach Berlin und 1934 nach Wien, warum, hat ihr auch später niemand gesagt. An das Verbot, ihren Freunden und Klassenkameraden von den Auslandsreisen zu erzählen, hat sie sich immer gehalten. Als sie an ihren Erinnerungen arbeitete, hatte sie entweder nicht die Zeit oder keine Kraft mehr gehabt, im Archiv der Komintern nachzuforschen.

Kurz geht sie auf die Zeit an der deutschen Schule und die Jahre der »großen Veränderungen« 1937/38 ein. »Und überhaupt waren die Sorgen der Erwachsenen jetzt nicht meine Probleme. Ich war noch ein Kind, ein kleines zehnjähriges Mädchen und nur durch Zufall in das Jahr 1937 geraten«, lautet ihr Resümee. Viele Namen und Vorgänge werden wohl nur deshalb erwähnt, weil sie zum Milieu gehören, in dem sie sich bewegte. Zu Vieles – das trifft auf das gesamte Buchmanuskript zu – bleibt leider unausgesprochen.

In den Beschreibungen des Lebens und der Atmosphäre im »Lux« überwiegt zunächst die Eintracht, die in dieser kommunistischen Kommunalka herrschte. Dann folgen Erlebnisse, in deren Mittelpunkt die Angst der Angehörigen verhafteter Kommunisten steht. »Meine Eltern«, schreibt sie, »konnten und wollten nicht an die fürchterliche Wahrheit der Entartung der Ideen der Errichtung ›einer lichten Zukunft der ganzen Menschheit‹ glauben, eines Weges, der in Wirklichkeit in einen feudal gefärbten Kasernensozialismus mündete.« (S. 71) Wer blind blieb, hatte es leichter, meint Waltraut Schälিকে, die hier und an anderen Stellen der Erinnerungen in der Perestroikazeit verbreitete Argumentationsmuster aufgreift. Wer die Verhaftungslisten der Bewoh-

ner des »Lux« kennt, weiß daß die Nachbarn der Schälikes, ein Lette und ein Türke, vom NKWD verhaftet worden sind.

Auffällig ist, daß aus dieser Zeit keine Aufzeichnungen der Eltern herangezogen werden. Hat es keine gegeben, was hat Waltraut Schälিকে ausgewählt oder verworfen? Auf diese und daraus ableitbare Fragen gibt weder sie noch der Herausgeber eine Antwort. Die Lücken sind auch in Anbetracht der publizierten Aufzeichnungen von und über ihre Spielfährten und Klassenkameraden gravierend. Mittlerweile gibt es auch Bücher über die an der Karl-Liebknecht-Schule beschäftigten Lehrer sowie eine überschaubare Literatur über die Kampfgefährten der Eltern. Die Autorin hatte die Zeit und die Chance gehabt, darauf zurückzugreifen und den Faden gewissermaßen aufzunehmen und weiterzuspinnen. Das hat sie jedoch nicht getan.

Ihr Vater verlor wegen »mangelnder Wachsamkeit« seine Arbeit, die Mutter wurde entlassen. Mit Gelegenheitsarbeiten versuchten sie, sich und die drei Kinder über Wasser zu halten. Das Leben war nunmehr voller Entbehrungen, doch das – schätzt die Tochter rückblickend ein – waren die Eltern ja aus Deutschland gewohnt. Irgendwie kam alles immer wieder ins Lot. Der invalidisierte Vater half im Haushalt, die Mutter war den ganzen Tag über auf Arbeit. In die Ausführungen über die Kriegsjahre sind Überlegungen zur »nationalen Frage« eingeflochten. Diktion und Argumentationsmuster, die die Autorin übernimmt, gehen auf Veröffentlichungen der Rehabilitierungskommission zurück, die während Jelzins Amtszeit erschienen. Ein durchgängiges Motiv ist das vom Genozid (S. 116) am eigenen Volk.

Als die Kinder der Kominternmitarbeiter aus Moskau in ein Erholungsheim im Gebiet Gorki evakuiert wurden, begleitete Waltraut ihre Brüder Wolfgang und Rolf. In dieser Gegend blieb sie bis März 1943, während die Eltern Moskau im Oktober 1941 in Richtung Ufa verlassen mußten. Hier – allein auf sich gestellt – wurde sie erwachsen und erkannte, wie sehr sich das Leben in Moskau von dem in der Provinz unterschied, wie es um ihre »sterile Umgebung« beschaffen war (S. 166). Die ganze Zeit über gingen Briefe zwischen der Tochter und den Eltern hin und her. Waltraut

war für die Brüder verantwortlich, die in einem 7 Kilometer entfernten Heim untergebracht waren.

An einem Septembertag des Jahres 1942 bekam sie überraschend Besuch von ihrer Mutter. Luise Schälke teilte ihrer Tochter mit, daß Kinder »deutscher Politemigranten, die das 16. Lebensjahr überschritten hatten, in einem geheimen Lehrgang zusammengefasst« (S. 231) werden sollten und fragte, ob sie sich melden wolle oder nicht. Doch Waltraut zog es vor, zu Ende zu lernen. Ihr Lebensweg nahm einen anderen Verlauf, als der anderer Kinder deutscher Politemigranten. Einige Jungs, mit denen sie die Schule besuchte, wurden 1943 einberufen oder meldeten sich freiwillig an die Front. Der Schrecken des Krieges war allgegenwärtig, schreibt Waltraut Schälke. »Wir verrohten (...). Es gab so viel Sterben um uns.« (S. 257)

1943, an das genaue Datum kann sie sich nicht mehr erinnern, konnten die Kinder nach Moskau in das »Lux« zurück. Wieder war sie es, die sich um die kleinen fünf- und sechsjährigen Brüder kümmern mußte, denn die Eltern arbeiteten in verschiedenen Schichten. Nach der Schule entschied sie sich für ein Studium an der Historischen Fakultät der Moskauer Universität. Als ihr Vater im Mai 1945 im Parteiauftrag nach Deutschland fuhr, um die Leitung des Dietz-Verlages zu übernehmen und ihre Mutter – nach langen Auseinandersetzungen mit ihren Vorgesetzten – im Juni Moskau in Richtung Berlin verlassen konnte, trug sich Waltraut zunächst mit dem Gedanken, nach Abschluß ihres Studiums den Eltern zu folgen.

Doch es kam anders. Sie zog mit ihrem Mann nach Kirgisien. Immer wieder erwähnt sie Disziplinierungen und Konflikte mit Parteifunktionären sowie staatlichen Stellen, ohne weiter auf den Inhalt einzugehen. Offensichtlich gehörten solche »Kollisionen«, die auch das Leben der Brüder in der DDR prägten, für sie zur Normalität. Einen Urlaub im Ausland genehmigt zu bekommen, war schon schwer genug. Eine Ausreise samt Familie in die DDR schied für das Ehepaar wohl sogar als Denkmöglichkeit aus. »Das Leben war kein Zuckerschlecken«, schreibt Waltraut Schälke, und »Wir hatten aber eine Arbeit, die wir in Moskau mit unserer »Biographie« niemals er-

halten hätten.« (S. 337) Von diesem Zeitpunkt an nahmen »unterschiedliche Schicksale« und »unterschiedliche Lebensläufe« ihren Lauf, faßt sie den wohl spannendsten, die meisten Fragen aufwerfenden Abschnitt ihrer Schilderung zusammen.

WLADISLAW HEDELER

Paul Lendvai:
Der Ungarn-Aufstand 1956.
Eine Revolution und ihre Folgen,
C. Bertelsmann Gütersloh 2006,
320 S. (22,95 €)

Die offene Konfrontation mit einer verkrusteten Staatsbürokratie begann am 23. Oktober 1956 mit einer Studentendemonstration. Doch diese offene Konfrontation hatte sich bereits vier Monate nach dem Tod Stalins, also 1953, angekündigt. Ungarn war das erste Land im Ostblock, das den Stalinismus früh und offen verurteilte. Ein starker Flügel in der kommunistischen Partei, unter ihnen der Ministerpräsident Imre Nagy, proklamierte bereits 1953 einen Reformkurs. Zunächst allerdings ohne Erfolg. Imre Nagy wurde von seinen Kontrahenten gestürzt und als Abweichler verurteilt.

Seitdem drängt sich allen Historikern die Frage auf: War die ungarische Revolution von 1956, die nur vom 23. Oktober bis zum 5. November dauerte, bevor sie von russischen Panzern zermalmt wurde, nun eine »Konterrevolution«, wie die Kommunistischen und Arbeiterparteien von Italien bis China seinerzeit behaupteten, oder war sie eine revolutionäre Reformbewegung? Der ungarische Philosoph Georg Lukacs gehörte zu denen, die in diesem Aufstand eine unbedingt notwendige Reformbewegung sahen, ebenso seine damalige Schülerin, die Philosophin Agnes Heller (Der Affe auf dem Fahrrad, Berlin, Wien 1999). Es sei der Versuch einer Demokratisierung des Sozialismus gewesen. Paul Lendvai, selbst Teilnehmer dieses Aufstandes, der nach dessen Niederschlagung von der Kadarregierung inhaftiert wurde, vertritt die gleiche Position. Paul Lendvai, der seit 1957 als Journalist in Wien lebt, hat in seinem Buch eine lebendige und leidenschaftliche Darstellung des ungarischen

schen Aufstandes, seiner Ursachen und seiner Niederlage geschrieben. Er bringt reichlich Beispiele und Belege dafür, dass die Mehrheit der Aufständischen, in deren Schlepptau sicherlich auch einige Antisemiten und Faschisten segelten, keine kapitalistische Demokratie wollten. Zu dieser Einsicht kam selbst der, am 7. November von Chruschtschow eingesetzte Regierungschef Janos Kadar, der in dieser Staatsfunktion 38 Jahre blieb. Als er den Zustand seiner kommunistischen Partei in den Tagen des Aufstands beschrieb, stellte er fest: »Die Partei hörte schon auf zu existieren, ein Drittel der Leiter der Parteikomitees in den Bezirken und Komitaten nehmen an den Revolutionskomitees teil.« Anfang November existierten landesweit bereits 2100 Arbeiterräte mit insgesamt 28 000 Mitgliedern. Die alte Staatsbürokratie, die der Stalinfreund Rakosi in Ungarn errichtet hatte, wurde binnen weniger Tage durch eine Basisdemokratie liquidiert. Die Staatssicherheit (AVH) verfügte in den fünfziger Jahren über 1 Million Menschen, das waren zehn Prozent der Gesamtbevölkerung. Innerhalb der ersten drei Monate des Jahres 1950 standen 650 000 Personen vor Gericht, weil sie angeblich Staatsfeinde, Spione oder Klassenfeinde gewesen sein sollen.

Die Aufständischen, die für neun Tage ganz Ungarn basisdemokratisch umgewälzt hatten, forderten immer deutlicher an die Staatsspitzen – unter Rakosi in Ungnade gefallenen – Imre Nagy, der allerdings, wie Lukacs in einem Interview sagte, »keinerlei konkretes Programm« (Georg Lukacs, *Gelebtes Denken*, Frankfurt/M. 1981) besaß, was sich nachträglich als ein wesentlicher Grund für die Niederlage dieser Revolution herausstellen sollte. Der ungarische Autor György Dalos (*Der Aufstand in Ungarn*, München 2006) vergleicht Nagy mit Salvador Allende, einem Ehrenmann, der sich stets dem Gesetz verpflichtet gefühlt habe und der gegen jede Form von Willkür eingetreten sei. Am 24. 10. wird Imre Nagy, ein Experte für die Agrarwirtschaft, Ministerpräsident. In seinem Kabinett wurde Lukacs, den der Autor leider überhaupt nicht in seinem Buch würdigt, geschweige denn dessen Positionen reflektiert, Kultusminister, allerdings ohne, wie er später sagen wird, einmal das Ministerium betreten zu haben. Selbst

der sowjetische Marschall Shukow sprach von einem ungarischen »Nationalkommunismus«, den man nicht aus dem Warschauer Pakt entlassen dürfe. Immerhin zeigt dieser Terminus, dass selbst jene, die nach dem Scheitern ihrer ersten militärischen Intervention am 24. Oktober, wo sie vor den streikenden und mit Waffen kämpfenden Arbeitern weichen mussten, eine zweite, dieses Mal erfolgreiche Intervention am 4. November starteten, von einer nationalen Bewegung sprechen mussten, deren Ziel eben nicht der Kapitalismus, sondern ein reformierter Sozialismus sein sollte. Nach Scheitern der ersten Intervention machte die sowjetische Führung den ungarischen Reformern etliche Zugeständnisse. So versprachen sie, sich ganz aus Ungarn zurück ziehen zu wollen. Jedoch, so zitiert der Autor aus den Erinnerungen Chruschtschows, fürchtete dieser, dass die Entlassung Ungarns in die nationale Unabhängigkeit bei den USA als Schwäche interpretiert werden könne. Das hätte bedrohliche Folgen für einen Weltkrieg haben können. Deshalb, so Chruschtschow, rollten die sowjetischen Panzer nun zum zweiten Mal. Dieses Mal schossen sie eine in Keimform entstehende ungarisch sozialistische Demokratie zusammen, auf deren Humus bereits viele neue Parteien, Initiativen und Arbeiterräte entstanden waren. Es starben mehrere hundert Menschen.

Der Autor hat mit seinem Buch einen wichtigen Beitrag für die Aufarbeitung dieser Revolution neuen Typs geleistet, in der im ganzen Land Hunderttausende von Menschen ihre nationale Geschichte in die eigenen Händen nehmen wollten, um eine Gesellschaft zu schaffen in der sich die Menschlichkeit frei entfalten kann. Diese ungarische Bewegung, so der Autor, war der Wegbereiter für den »Prager Frühling«, aber auch für die Öffnung der ungarischen Grenzen nach Österreich, in deren Folge schließlich auch die DDR zusammen gebrochen ist. Nach der Lektüre des Buches ist man geneigt zu fragen, was wäre wohl aus Europa geworden, wenn sich die sozialistische Demokratie gegen die sowjetische Intervention hätte behaupten können? Jedenfalls zeigt der Autor deutlich, dass Sozialismus ohne Basisdemokratie nicht funktionieren kann. Vielmehr ist Basisdemokratie Sozialismus. Diese Lehren aus der gescheiterten unga-

rischen Revolution und aus dem »Prager Frühling« zog, theoretisch brillant entwickelt, Georg Lukacs in seinem Buch »Sozialismus und Demokratisierung« (erschien 1985 in Budapest, nachdem es 15 Jahre in Ungarn keinen Verlag gefunden hatte, Frankfurt/M. 1987).

JÜRGEN MEIER

**Rosel Ebert:
Rette sich wer kann!
Ein wagemutiges Spiel mit
Ärzten und anderen Heil-
kundigen in 14 Runden,
Norderstedt 2006, 197 S. (12,90 €)**

Die Autorin – nicht mehr blutjung, aber noch voller Zukunftspläne – beschreibt einen Prozess, der vom Januar 2002 bis Mai 2003 in Berlin und Umgebung stattfand und den sie zunächst nur in einem Tagebuch, für sich und ihr nahe stehende Menschen, festgehalten hatte.

Am Anfang hat sie Schmerzen in Schultern und Nacken. *Später* werden die Schmerzen »die reinste Hölle. Schon das Anziehen fällt mir unheimlich schwer. Am liebsten würde ich im Bett bleiben. Nichts hören und nichts sehen. Aber liegen kann ich auch nicht. Jede Bewegung ist eine Qual... Das Gesicht schwillt an. Die Atemnot wird unerträglich« (S. 191). *Schließlich* fühlt sie sich nach einer vierstündigen Operation »gerettet«.

Soweit die Fakten. Was das Buch lesenswert, aus gesellschaftskritischer Sicht vielleicht sogar zur »Pflichtliteratur« macht, ist die Beschreibung ihrer Odyssee von einer medizinischen Einrichtung zur anderen, von einer Diagnose zur anderen, von einer Therapieart zur anderen. »Die Begegnungen sind authentisch wiedergegeben. Ich habe die Namen geändert und hoffe doch, dass auch diejenigen, die sich als schlechte Mitspieler erwiesen, erkannt werden. Und sei es nur in ihren Ebenbildern.« (S. 197) Im Vorspann des Buches dankt die Autorin einer Ärztin und zwei Ärzten. Den vielen anderen dankt sie nicht (die Rezensentin hat bei den namentlich aufgeführten Expertinnen und Experten bis 26 gezählt).

Trotzdem ist dieses Buch keine Abrechnung mit medizinischem Personal. Oder besser, es

ist nicht nur eine solche Abrechnung. Erklärtermaßen geht es der Autorin um die Kultur des Umgangs zwischen einem Menschen, der Schmerzen hat, und einem Menschen, der entsprechend seiner Ausbildung und seiner Erfahrungen die Schmerzen beheben oder lindern kann. Es geht also um den Umgang zwischen zwei Menschen, um eine Beziehung auf gleicher Augenhöhe. Und so gesehen werden hier Erlebnisse beschrieben, die einem nicht selten Gänsehaut machen. So etwa, wenn die Patientin wehrlos auf dem entsprechenden Stuhl sitzt und auf einen kieferchirurgischen Eingriff wartet. Auf einen Eingriff, der notwendig schien, weil eine »unkorrekte Kanalfüllung im Zahn« festgestellt worden war, weil also ein vorher behandelnder Arzt einen Fehler gemacht hatte. Als sich jedoch herausstellt, dass der vorher behandelnde Arzt »eine Kapazität« ist, war der Fehler plötzlich kein Fehler mehr und das Leiden der Patientin nicht mehr der Rede wert. »Wenn der das gemacht hat, ist alles in Ordnung.« (S. 139)

Rosi Ebert zieht aus solchen Erlebnissen keine voreiligen Schlüsse. Sie unterstellt nicht allen ihren »Mitspielern« vor allem Autoritätsgläubigkeit und insofern Desinteresse am medizinischen Problem. Aber eine Spur Bitterkeit ist in ihrem Fazit nicht zu übersehen: »Der Patient (gemeint ist auch die Patientin – U. S.) wird lästig und in die psychische Ecke gestellt.« (S. 197)

Und die Patientin Ebert wurde in diesem für sie so schmerzhaften Zeitraum offenbar immer wieder lästig – wenn sie sich auf Grund ihrer medizinischen Kenntnisse (einer ihrer Berufe: Krankenschwester) nicht über lange Zeit mit Cortison behandeln lassen will, wenn sie Kontakte zur Fibromyalgie-Vereinigung aufbaut und deren Materialien studiert, vor allem aber, wenn sie es immer wieder für selbstverständlich hält, dass ihr die ärztliche Absicht erklärt wird.

Gleichzeitig weiß die Patientin Ebert, in welchen Zwängen das Gesundheitswesen im gegenwärtigen Deutschland steckt, dass es beispielsweise nicht egal ist, ob ärztliche Hilfe am Anfang des Quartals oder an seinem Ende erbeten wird. Sie weiß auch um die bürokratischen Routinearbeiten, die den Ärzten und Ärztinnen die Zeit stehlen. »Dabei offenbart sich ... ein Gesundheitssystem, das durch seine

Strukturen und Finanzierungsregelungen die Irrwege eines kranken Menschen nicht nur zulässt, sondern sogar befördert.«

Insofern ist das Buch ein hochaktueller Beitrag zu den so genannten Reformen im Gesundheitssystem. Wie gesagt – Pflichtliteratur.

URSULA SCHRÖTER

Lisa Jandi:
Vom »roten Gürtel«
zum »braunen Gürtel«?
Rechtsextremismus in den Pariser
Vorstädten, edition tranvia –
Verlag Walter Frey Berlin 2006,
151 S. (19,80 €)

In ihrem Buch versucht die Journalistin und Sozialwissenschaftlerin Lisa Jandi den Erfolg des Front National (FN), der seit den 1980er Jahren wichtigsten rechtsextremistischen Partei Frankreichs, vor dem Hintergrund der Geschichte der Pariser Vorstädte zu verstehen. Letztere dienen dabei als »mikrokosmischer Spiegel der nationalen Entwicklung.

Jandis These lautet, dass der FN – im Gegensatz zu seinen rechtsextremistischen Vorläufern – vor allem ein »städtisches Krisenphänomen« (S. 40) darstelle. Zwei Gründe sind dabei für den Erfolg des FN wesentlich. Zum einen wirtschaftliche Veränderungen, die zu einer Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen und steigender Arbeitslosigkeit in den Arbeitervorstädten führten, in denen zuvor lange Zeit »Vollbeschäftigung« geherrscht hatte. Zum anderen die politische Schwäche der Kommunistischen Partei Frankreichs (PCF), mit deren politischem Einfluß zugleich die zentrale soziale und alltagskulturelle Integrationskraft der Vorstädte verloren ging. Seit den 1920er Jahren bis Ende der 70er hatte die Kommunistische Partei nämlich die hegemoniale Stellung in den Pariser Vorstädten inne. Diese drückte sich nicht nur im Wahlergebnis aus, sondern vor allem dadurch, dass sie das Leben der Bewohner strukturierte und diese in die städtischen Gestaltungsprozesse einband. Die »banlieue rouge« (rote Vorstadt), so Jandi, war ein politischer Entwurf, das »Modell einer Gegengesellschaft« (S. 14). Spätestens ab An-

fang der 80er Jahren hatte die PCF diese Stellung endgültig verloren.

Zu den zwei genannten Gründen, die ein »politisches Vakuum« (S. 8) nach sich zogen, das der FN füllen sollte, kam seit Mitte der 70er noch der Zuzug von Immigranten und Franzosen migrantischer Abstammung, die für die Rechtsextremisten von nun an als Projektionsfläche für alles Übel herhalten mussten. Mobilisierungsthemen des FN wurden das sog. »Immigrationsproblem« und eine nicht weniger imaginäre »Unsicherheit«. Mit diesen Themen erreichte der FN vor allem in den urbanen Zentren Frankreichs hohe Stimmenanteile (z. B. bis zu 20 Prozent bei den Präsidentschaftswahlen von 2002). Trotz dieser Wahlerfolge, ist der FN in den Vorstädten jedoch kaum alltagskulturell oder sozial verankert. So gelang es dem FN bislang nicht, die alte Stellung der PCF einzunehmen. Von einem »braunen Gürtel« um Paris (statt eines einstmals »roten«) könne, so Jandis Fazit, deshalb gegenwärtig keine Rede sein.

Während Jandi überzeugend diese Veränderungen im politischen und alltagskulturellen Leben der Vorstädte darstellt, die Geschichte des FN nachzeichnet und beides in den Rahmen der allgemeinen politischen Entwicklung einbettet, kann ihre Erklärung für den Erfolg des FN nicht vollkommen befriedigen. Es erscheint fraglich, inwiefern es ausreicht, das FN-Votum in erster Linie »als Ausdruck materieller Ängste und Verunsicherung« (S. 53) zu werten. Arbeitslosigkeit, Perspektivlosigkeit etc. scheinen keine ausreichenden Gründe für rechtsextremistische Positionierungen zu sein. Wenn Jandi schreibt, »dass der FN einer sowohl sozial als auch politisch entfremdeten Bevölkerung eine politische Heimat bietet« (S. 50), wäre genauer zu fragen gewesen, weshalb diese spezifische »Heimat« so einfach angenommen wird. Vielleicht sind die Positionen des FN der Vorstadt-Bevölkerung gar nicht so fremd und unzugehörig, wie Jandi suggeriert. Ohne es zu merken, weist Jandi selber *en passant* hierauf hin, wenn sie unabhängig voneinander Beschreibungen zum Selbstverständnis der »banlieue rouge« und des FN bringt, in denen jeweils die Opposition »produktive Vorstadt« vs. »dekadentes/parasitäres Außen« (seien es Ausländer oder das großbürgerliche Paris) mobilisiert wird (vgl.

S. 18, 43, 71). Ebenso wird Rassismus unter Arbeitern und in den unteren sozialen Schichten in Jandis Darstellung bloß einmal kurz erwähnt und kaum ernsthaft diskutiert. Er erscheint als Marginalie, als »eine Art traditioneller Fremdenfeindlichkeit, die in Ausländerscherzen und Kabbeleien zum Ausdruck kam« (S. 72). Kurz, die Frage, die Jandi nicht wirklich diskutiert, ist die Frage danach, inwiefern die Aktualisierung bestimmter, möglicherweise bereits in der ›banlieue rouge‹ vorhandener ideologischer Dispositionen eine entscheidende Rolle beim Erfolg des FN gespielt haben könnte. Dazu wäre wohl eine kritischere Bezugnahme auf Realität und Ideologie der ›banlieue rouge‹ nötig gewesen. Bauchschmerzen bereitet in diesem Kontext auch ein Metapher wie ›vampirisieren‹ (z. B. 103), was laut Jandi der FN in diversen Wählerschichten tue. Die FN-Wähler – und das ist ein Eindruck, den das Buch leider an einigen Stellen vermittelt – erscheinen so eher als passive Opfer einer »rechtsextremen Demagogie« (S. 90), die ihnen quasi gegen ihr ›Wesen‹ von außen übergestülpt wird, denn als handelnde, von ihren Ideen überzeugte Subjekte.

Jandis Buch, das in einem Kapitel noch die Rolle der Medien in Hinblick auf den FN-Erfolg und die mediale Repräsentation der banlieue untersucht, wird von einem ›Epilog‹ über die Revolten im November 2005 abgerundet. Darin gelingt es Jandi anschaulich zu zeigen, wie Themen und Gedanken des FN in der französischen Politik salonfähig geworden sind und sogar den Umgang der Regierungsparteien mit den Revolten mitbestimmen. Alles in allem hat Jandi so ein informatives Buch geschrieben, dessen Grundthese vom Zusammenhang zwischen Rechtsextremismus und Entwicklung der Vorstädte überzeugen kann, aber sicherlich noch ausbaufähig wäre.

CHRISTOPH SCHAUB